bei der Arbeit behindern“, sagt Economides.

Finanziert werden soll Ginetai über einen privaten Fonds. Dafür verhandelt er mit großen Unternehmen wie Microsoft. Und mit den reichen Familien, von denen es genügend gibt im armen Griechenland. Die Stiftung von Reeder Stavros Niarchos hat 100 Millionen Euro für die Krisenbekämpfung freigegeben. Economides muss sich die richtigen Leute suchen.

Zum Beispiel Spiro Pollalis. An einem Freitag im Juni steht Economides gemeinsam mit Pollalis vor dem verlassenen Terminal des alten Athener Flughafens Ellinikon. Es ist neun Uhr morgens und die Luft bereits so heiß, als hielte jemand einen Fön über das Areal. Pollalis, 56, ist eigentlich Architekturprofessor an der Harvard-Universität. Aber seit vergangenem Herbst ist er auch Chef der Hellenikon SA, einer Gesellschaft, die Griechenlands vielleicht wertvollste Immobilie entwickeln soll. Er ist Herr über sechs Millionen Quadratmeter mit Yachthafen und olympischen Ruinen.

Was gab es nicht schon für Pläne für dieses Stückchen Land in bester Lage, dreimal so groß wie Monaco, zehn Kilometer von der Akropolis entfernt. Ein zweiter Central Park, ein zweites Las Vegas sollte es werden, teuer verkauft oder teuer verpachtet. Allein: Passiert ist gar nichts, wie so oft.

Das Flughafengebäude hat der Finne Eero Saarinen entworfen, ein steinernes Ufo, es steht unter Denkmalschutz. Durch die Glasfront sieht man das Meer, die Insel Ägina liegt gegenüber. „Das ist es“, sagt Economides.

Das Saarinen-Gebäude soll Ginetai beherbergen, auf dem übrigen Gelände will Pollalis, der Architekt, eine Art Modellstaat aufbauen. Hier soll er entstehen, der Mikrokosmos, der dem Rest des Landes den Weg weisen will. Wo alles funktioniert – zumindest so gut wie woanders auch.

Für den Job in Athen hat Pollalis lediglich ein Sabbatical beantragt. „Ich will jederzeit wieder zurückkönnen“, sagt er. Der Harvard-Professor steht jetzt auf dem Flachdach des Saarinen-Ufos, links von ihm vergammeln drei alte Boeings, rechts das olympische Baseball-Feld. Ginetai ist ein Anfang. Jetzt kommt es auf die Investoren an. „Wenn wir aus diesem ganzen Geld, das wir bekommen haben, nichts machen, dann haben wir es auch nicht verdient“, sagt er. „Ich wäre noch viel härter mit uns als Frau Merkel.“

Auf dem Rückweg ins Zentrum, Pollalis sitzt in seinem klimatisierten Mercedes, staut sich der Verkehr. Alles in die Luft jagen und noch mal neu beginnen, das wäre das Beste, flucht er.

Es ist nicht ganz klar, ob der Professor damit wirklich nur die zu schmal angelegte Zufahrtsstraße meint, die den Süden Athens mit der Stadtmitte verbindet.

Julia Amalia Heyer

GAWALKIEWICZ / EASTWAY

Katholiken bei der Einweihung der Christus-Statue von Swiebodzin, Statue, junge Polen auf einem

POLEN

Frommer Schein

Glaubenskrise im katholischsten Land Osteuropas: Der Kirche, die vor gut 20 Jahren mithalf, den Kommunismus zu überwinden, laufen die Gläubigen davon.

Bahnreisenden auf der Strecke Berlin–Warschau erscheint Jesus gleich hinter der polnischen Grenze: 36 Meter hoch steht der Heiland, in Beton gegossen, auf einem Hügel nahe der Kleinstadt Swiebodzin. Er trägt eine vergoldete Krone auf dem Haupt und richtet den Blick über die Recaro-Autositz-Fabrik, den größten Arbeitgeber der Region, hinweg in Richtung Sonnenuntergang. Die Arme hat er ausgebreitet, als wollte er die Heiden aus dem Westen an sein Herz nehmen.

Am Fuße dieses Glaubenskolosses steht eine Tafel, auf der zu lesen ist, dass Christus der wahre König Polens sei und dass sein Reich währen möge in Ewigkeit. Nicht umsonst ist das Land, im Selbstverständnis der Kirche, die allerkatholischste Nation Europas.

Doch ein Wallfahrtsort ist Swiebodzin trotz des Monumental-Erlösers nicht geworden. „Die Statue hat bisher keinen Touristenboom ausgelöst“, sagt Waldemar Roszczuk, Chefredakteur der Stadtzeitung von Swiebodzin und Herausgeber eines Internetmagazins für die Region.

Sehr zum Missfallen von Pater Sylwester Zawadzki, der den Christus im süßlichen Zuckerbäckerstil hat errichten lassen. So jedenfalls weiß Roszczuk zu berichten. Zumindest in Swiebodzin sei Christi Reich nicht unbedingt von dieser Welt: „Die Mehrheit der Bewohner ist gegen dieses Monument, nur sagt das kaum einer laut.“ Schließlich dächten alle an die Taufe oder an die Erstkommunion ihrer Kinder. „Da wollen sie es sich mit Pater Zawadzki lieber nicht verscherzen.“

Noch immer geben 95 Prozent aller Polen an, katholisch zu sein. Doch die Kirche verliert die Treue ihrer Mitglieder. Selbst der konservativ-katholische Publizist Tomasz Terlikowski schätzt die wahre Zahl der „Freunde Gottes“ auf kaum mehr als 20 Prozent: „Wir Polen bekennen uns gern zu unserem Katholizismus. Aber in der Praxis sieht alles viel schlechter aus.“

Nur etwas mehr als 44 Prozent der jungen Leute geben an, dass sie sonntags zum Gottesdienst gehen. 1992 waren es noch 62 Prozent. 42 Prozent räumen ein, nicht alle religiösen Gebote zu befolgen. Vor allem Vorschriften wie sexuelle Enthaltsamkeit vor der Ehe interessieren kaum jemanden mehr. Die Zahl illegaler Schwangerschaftsabbrüche geht jedes Jahr in die Hunderttausende. Vier Fünftel aller Polen nervt es zudem, dass die Kirche sich regelmäßig in die Politik einmischt.

„Mit einem bombastischen Monument wie in Swiebodzin wollen örtliche Kirchenobere nur kaschieren, dass ihr Einfluss in Wahrheit schwindet“, sagt Tadeusz Bartoś: „In zehn Jahren könnte die Kirche völlig marginalisiert sein“, glaubt der habilitierte Philosoph. Er war selbst einst ein Mönch.

PETER HIRTH / LAIF

GUILLEM LOPEZ / CAMERA PRESS

Festival in Kostrzyn nad Odra: *„Die Mehrheit der Bewohner ist gegen dieses Monument“*

Dabei hatte die katholische Kirche in Polen stets eine ganz besondere Stellung inne – als Schutzpatronin der Nation. Diese Beziehung geht auf jene Zeit zurück, als Polen zerstückelt wurde: Im 18. Jahrhundert teilten das protestantische Preußen, das orthodoxe russische Zarenreich und Österreich-Ungarn die alte Adelsrepublik untereinander auf. Der katholische Glaube blieb das Bindeglied zwischen den Polen in den geteilten Gebieten, die Kirche hielt die Idee der Wiedervereinigung am Leben.

Die kam erst zwischen den Weltkriegen zustande. Die sogenannte Zweite Republik war ein multireligiöses Gebilde mit Juden, Protestanten, Orthodoxen – und nur gut 60 Prozent Katholiken. Ausgerechnet für die kommunistische Volksrepublik nach 1945, errichtet mit Hilfe des abtrünnigen Priesterzöglings Josef Stalin, galt erstmals die Formel: Jeder Pole ein Katholik. Die protestantischen Deutschen waren vertrieben worden, nachdem die Nazi-Besatzer die jüdische Bevölkerung fast völlig vernichtet hatten.

Bis 1989 profilierte sich die Kirche als nationales Bollwerk gegen den als „unpolnisch“ empfundenen Kommunismus. Sie organisierte in den siebziger und achtziger Jahren den Widerstand der Werftarbeiter mit, sie bot den Dissidenten Schutz und brachte mit Jerzy Popieluszko einen modernen Märtyrer hervor: Der Solidarność-Priester und Vertraute des Streikführers Lech Walesa wurde 1984 von Geheimpolizisten entführt und misshandelt. Sie warfen ihn gefesselt in einen Weichsel-Stausee, wo er später tot gefunden wurde.

Nach der Wende mühten sich Politiker aller Richtungen, sich bloß nicht mit der Kirche anzulegen. Enteignetes Kircheneigentum wurde bevorzugt zurückgegeben, das Episkopat setzte Steuerprivilegien durch, der Religionsunterricht wurde wieder als Pflichtfach eingeführt.

Trotz dieser guten Startbedingungen hat die Kirche den Anschluss an die Moderne verpasst, meint Tadeusz Bartoś, und mit ihm glaubt das ein großer Teil seiner Landsleute.

Wie kaum ein anderes Land wandte sich Polen nach dem Beitritt zur Europäischen Union dem Westen zu und übernahm westliche Lebensweisen: Polnische Frauen träumen heute von Karriere, Selbstverwirklichung und Kindern. Hunderttausende junge Polen wohnen ohne Trauschein zusammen. Schwule und Lesben leben in Boomstädten wie Warschau oder Poznań längst genauso offen wie in Berlin oder Madrid.

„Immer mehr Tabus fallen. Aber die Kirche reagiert, indem sie ihre Haltungen noch verhärtet“, sagt Bartoś.

Diesen Starrsinn hat er am eigenen Leib erfahren. Mit 19 trat er dem Dominikanerorden bei, empfing die Priesterweihe – und wurde zum Querdenker. Bartoś schrieb ausgerechnet für die als kirchenfeindlich geltende Tageszeitung „Gazeta Wyborcza“. Er glaubt, die Kirche müsse ihre Hierarchien aufbrechen und ihre dogmatische Haltung mildern. Die Polen hätten unter großen Opfern den Kommunismus abgeschüttelt und die Marktwirtschaft eingeführt – aber nicht, um sich nun von weltfremden Klerikern Vorschriften machen zu lassen.

Der Pflichtzölibat für den Klerus sei vielfach zur Heuchelei verkommen: „Selbst wirklich gläubige Polen finden es heute lächerlich, wenn Priester ihre Konkubinen noch immer als Haushälterinnen tarnen“, sagt Bartoś.

2007 legte der streitbare Mönch seine Kutte ab. Heute hält er Vorlesungen an der Universität von Warschau und bewohnt ein sorgsam renoviertes Haus im schicken Stadtteil Saska Kepa: „Die Polen werden mutiger und halten sich mit Kritik am Klerus nicht länger zurück.“

Politische Nutznießer dieses Unmuts sind Janusz Palikot und seine Partei. Der Politik-Aufsteiger, eine Art polnischer Pirat, errang bei der letzten Wahl aus dem Stand zehn Prozent der Stimmen. Er profitiert vor allem davon, dass die Kirche versucht, auch in der Politik weiterhin eine dominante Rolle zu spielen.

Dass die polnischen Bischöfe durchsetzten, den vor zwei Jahren mit dem Flugzeug abgestürzten Präsidenten Lech Kaczyński auf der Krakauer Burg beizusetzen, trieb Palikot in Scharen Wähler zu. Denn der Wawel ist eine Art polnische Walhalla. Dort liegen Könige und Helden der Unabhängigkeit – das ist kein Platz für ein Staatsoberhaupt aus der jüngsten Geschichte mit eher mittelmäßiger Amtsbilanz.

Katastrophal auf das Image der Kirche hat sich zudem eine Selbstmordserie unter Geistlichen ausgewirkt. Ganz im Süden des Landes, in der besonders religiösen Diözese Tarnów, haben sich in den vergangenen sechs Jahren acht Priester vergiftet, aufgehängt oder aus dem Fenster gestürzt. Der letzte tötete sich Ende April in Stary Sacz. Die Kirchenhierarchie scheint nicht mehr in der Lage zu sein, sich um die seelischen Nöte ihrer eigenen Mitarbeiter zu kümmern.

Der Kirche fehlen die Antworten auf die Herausforderungen im Boomland Polen. Auf schnelle Jobwechsel und lange Arbeitszeiten, auf Auswanderung und Rückkehr, auf Stress und Karriere reagieren die Priester routinemäßig mit einem Appell an frühere, frömmere Zeiten. „In Wahrheit“, sagt Ex-Mönch Bartoś, „sind die meisten Kleriker mit internen Machtkämpfen befasst. Wenn es jemanden gibt, der besonders ungeeignet ist, den Menschen ethisches Verhalten beizubringen, dann ist es ein intriganter Kirchenführer.“

Jan Puhl